

Bericht zur 19. Jahrestagung des Netzwerk Freie Institute für Psychoanalyse und Psychotherapie (NFIP) in Leipzig (24. – 26. Juni 2022)

Wir danken Christine Bauriedl-Schmidt für den folgenden Bericht.

Die 19. Jahrestagung des Netzwerk Freie Institute für Psychoanalyse und Psychotherapie (NFIP) mit dem Titel Zwischenräume fand vom 24. Juni bis 26. Juni 2022 – erstmals im Hybridformat – statt. Eröffnet wurde die Tagung durch Begrüßungsreden von Georg Schäfer für den DGPT-Vorstand, von Bettina Meisel für den VAKJP- Vorstand, von Christine Bauriedl-Schmidt als Sprecherin des NFIP sowie Oliver Krauß, dem Institutsleiter des Therese-Benedek-Instituts (SPP) e.V. Diese letzte Begrüßungsrede bringt uns die Geschichte des SPP näher. Die Namensgeberin, Therese Benedek (1892-1977), eine in Ungarn geborene jüdische Psychoanalytikerin und Psychiaterin habe in Leipzig bis 1936 als die erste Psychoanalytikerin und als Leiterin der Leipziger psychoanalytischen Arbeitsgemeinschaft der Deutschen Psychoanalytischen Gesellschaft gewirkt. Nach der Machtergreifung der Nazis (und dem erzwungenen Austritt aus der DPG) sei sie in die USA emigriert und habe dort weiter als Psychoanalytikerin, Lehranalytikerin und Dozentin in Chicago gearbeitet. In der Zwischenzeit bis zur Wende habe die Psychoanalyse ein Nischendasein im Osten geführt. In Leipzig habe die psychoanalytische Aus- und Weiterbildung erst mit der Gründung des SPP im Jahr 1990 wiederaufgenommen werden können, unter anderen habe Horst Kächele in den Anfängen unterstützt. Seit 2008 gehöre ein Fachbereich des SPP zur DPV. Der Tagungstitel sei, so erläuterte Oliver Krauß, besonders inspiriert durch ein Zitat von Senta Berger: „Mir ist heute so entrisch.“ Wobei das österreichische „entrisch“ aus dem Französischen „entre“ stamme, das nicht nur zwischen, sondern auch nicht geheuer, unheimlich, fremd bedeute. So deute der Begriff des Zwischenraums nicht nur auf unterschiedliche Qualitäten des „Zwischen“, sondern auch explizit auf die beklemmende Qualität unserer krisengeplagten Gegenwart. Die für die Tagung verantwortliche Organisatorin, Ursula Erben, beschrieb dann auch die Bewegung des Verschiebens der Tagung von 2020 auf 2021, auf 2022 als ein „Losrennen, ohne dass das Ziel näherkam.“

Zum Auftakt sprach **Christfried Tögel** die Tagungsteilnehmer:innen an mit seinem Festvortrag zu den Anfängen der Psychoanalyse: „Sigmund Freud, Ludwig Börne und Havelock Ellis oder Zur Vorgeschichte der analytischen Technik“. Christfried Tögel ist Autor von mehr als 150 Publikationen zur Wissenschaftsgeschichte und Wissenschaftstheorie, Herausgeber mehrerer Editionen von Briefen Sigmund Freuds und Verfasser von zehn Büchern über Traumforschung und zur Freud-Biographik, die in sieben Sprachen übersetzt wurden. Herr Tögel benennt mit Ludwig Börne und Havelock Ellis zwei weniger bekannte Inspirationsquellen für die psychoanalytische Behandlungstechnik. Im April 1919 habe Freud, durch Ferenczi angeregt, Börnes Artikel „Die Kunst, in drei Tagen ein Originalschriftsteller zu werden“ gelesen. Er habe festgestellt, dass er diese Börne-Ausgabe bereits in der Jugend besessen habe und sei erstaunt gewesen, „wie sehr manches, was darin steht, sich wie wörtlich mit manchem deckt, was ich immer vertreten und gedacht habe.“ 1920 habe Freud ein neues Buch von dem Sexualforscher Havelock Ellis erhalten, das den Titel „The Philosophy of Conflict and Other Essays in Wartime“ trägt und einen Aufsatz zum Thema „Psycho- Analysis in relation to sex“ enthält. Beide Artikel seien für Freud Anlass genug gewesen, 1920 den Text „Zur Vorgeschichte der analytischen Technik“ zu veröffentlichen. Die Entstehungsgeschichte dieses kurzen, aber nicht unwichtigen Artikels sei durch die zunehmenden Zweifel Freuds an der Wirksamkeit der Hypnose motiviert, nachdem er diverse Behandlungen als gescheitert habe betrachten müssen. Als Geburtsstunde der psychoanalytischen Technik könne daher die Therapie von Helene Weiss (1867-1944) gelten, bei der er die Effektivität der freien Assoziation – eher zufällig – entdeckte und bei der er erkannt habe, dass sie weniger aversive Nebenwirkungen hatte als die Hypnose. Die Diskussion wurde von Arndt Ludwig moderiert. Vom Publikum aufgegriffen wurde Freuds Offenheit gegenüber anderen Disziplinen und dass auch zu den Anfängen der Psychoanalyse unweigerlich die Fehler gehörten. Manchmal seien die Lehrer nicht die, die intentional aufgesucht werden (im Falle Freuds war dies

Charcot), sondern die Ursprünge könnten durchaus weiter zurück in den vergessenen jugendlichen Prägungen liegen. Während Freud selbst durchaus unorthodox gearbeitet habe, seien die Behandlungsstandards 1927 durch die von Max Eitington ins Leben gerufene Unterrichtskommission etabliert worden.

Der Samstagvormittag (25.06.2022) begann mit einem Vortrag von **Stefanie Sedlacek** (Berlin) zu psychoanalytisch- psychodynamischen Ferntherapien, Avatar of Desire? - Die analytische Beziehung bei Video- und Telefonanalyse. Stefanie Sedlacek ist Lehr- und Kontrollanalytikerin (DPG, IPV, DGPT) und hat seit 2007 verschiedene Leitungsfunktionen am Institut für Psychotherapie in Berlin inne. Sie ist Mitglied im Übersetzer-Beirat Internationale Psychoanalyse und Mit-Herausgeberin der PSYCHE. In ihrem Vortrag untersuchte Stefanie Sedlacek wie die Beziehung des analytischen Paares in einer Behandlung mit Hilfe von digitalen Medien erlebt wird. Sie stellte anhand eines Fallbeispiels die These zur Diskussion, dass sich die Möglichkeitsräume des Mediums und der Psychoanalyse potenzieren und dabei in den Bereich der virtuell unsterblichen Wunschregungen (Freud, 1933) zielen. Zunächst erläuterte sie den Begriff des Avatars, der aus dem Sanskrit entnommen sei. Meadows (2008) weist darauf hin, dass ein Avatar auf der Grenze zwischen Fiktion und Fakt tanze. Im Film „Her“ werde die Möglichkeit der erlebten Liebesbeziehung zu einem Avatar erforscht. Marulles (2016) sei zu dem Schluss gekommen, dass die *conditio humana* in einem nie ganz zu erfüllenden Begehren gründe. Daher ließen sich Parallelen ziehen zu der im Film beschriebenen emotional aufgeladenen Beziehung und der durch Abstinenz geprägten Beziehung zwischen dem analytischen Paar. Sedlacek gemäß handle es sich bei der Fernanalyse um eine doppelt virtuelle Beziehung. Unbewusste und bewusste Fantasieräume, die sowohl die negative wie die positive Übertragung betreffen, stimulierten sich gegenseitig und hätten eine Auswirkung auf die Beziehung. Das virtuelle Medium enthalte eine eigene Konflikthaftigkeit, induziere eine Spaltung und sei – im Sinne Winnicotts – ein Angriff auf die Umgebungs-Mutter im Gegensatz zur Objekt-Mutter, die expliziter im Übertragungsgeschehen auftauche. Stefanie Sedlacek beschrieb in ihrer Fallvignette, wie vorher unterdrückte biographische Erinnerungen, die nur als körperliches Erleben und Schmerz wahrgenommen worden seien, in der doppelten Virtualität abgebildet und erlebt werden konnten, so dass sie für die Patientin einer Bearbeitung zugänglich geworden seien und diese ein stärker integriertes Mutterbild habe entwickeln können. In der von Barbara Rousparast moderierten Diskussion wurden Erfahrungen mit Fernbehandlungen ausgetauscht. Die Möglichkeit zur Fernbehandlung werde von Patient:innen ganz unterschiedlich angenommen. Gerade mobile, künstlerisch tätige Patient:innen nutzten die Möglichkeit zur Fernbehandlung schon seit Längerem. Allerdings gäbe es auch Patient:innen, die es nicht aushalten können, dass das, was in der Analysestunde geschieht, nicht im Behandlungszimmer zurückbleiben könne. Diese ließen dann die Analysestunde lieber ausfallen, als die Möglichkeit zur virtuellen Stunde zu nutzen. Die Fernbehandlungen könne von der Behandlerin selbst als Angriff auf das beschützende Gefälle zwischen Patient:in und Psychoanalytiker:in erlebt werden, welches auch die Analytiker:in ein wenig destabilisiere. Manchmal entstehe auch der Eindruck, dass das psychoanalytische Sensorium noch nicht ausreiche, um die Patient:innen in einer Fernbehandlung gut zu spüren.

Im Anschluss präsentierte **Georg Schäfer** (Bonn) den Status der und seine Überlegungen zur neuen Weiterbildungsordnung: „Die Psychoanalytische Ausbildung im Übergang – Kulturbrüche und Chancen“. Der heute stellvertretende DGPT-Vorsitzende, Diplom-Psychologe und Soziologe Georg Schäfer betrachtet die jetzige Weiterbildungsreform als Reparaturversuch für drei Webfehler des Psychotherapeutengesetzes von 1998. Der historische Abriss skizzierte den Abstimmungsprozess zwischen Bundesgesundheitsministerium (BGM) und Bundespsychotherapeutenkammer (BPTK) bis zum Beschluss des 25. Deutschen Psychotherapeutentages (DPT), der 2014 stattgefunden hat und durch den die Direktausbildung unter Berücksichtigung der Strukturqualität der Verfahrenslehre und angemessener finanzieller Rahmenbedingungen für die Weiterbildung beschlossen worden sei. Für die psychodynamischen Verfahren habe dann das harte Ringen um die Legaldefinition begonnen, damit diese die Bindung der Psychotherapie an die wissenschaftlich anerkannten Verfahren und Methoden erhalte und damit gerade diejenigen Verfahren schütze, die nicht fachkundig an den

Hochschulen vertreten seien. Die Verankerung der Psychotherapieverfahren in den übergeordneten Ausbildungszielen sei zwar gelungen, dennoch sei sehr zu bedauern, dass die psychodynamischen Verfahren so gut wie gar nicht an den Universitäten vertreten seien und die Vorgaben aus den Ausbildungszielen des Direktstudiums nicht konsequent umgesetzt würden. Die Folgen: Es komme zu einer Monokultur der klinischen Psychologie an den Universitäten und zur Herabsetzung des Interesses an psychodynamischer Psychotherapie. Im Mai 2022 ist die Musterweiterbildungsordnung (MWBO) verabschiedet worden. Derzeit setzten die Länderkammern die MWBO in die Weiterbildungsordnung um, dazu seien vielfach Anpassungen der Heilberufekammergesetze notwendig. Im Herbst 2022 könne mit den ersten Absolvent:innen gerechnet werden, mit einem größeren Ansturm jedoch erst ab 2025. Herr Georg Schäfer gab einen Überblick über die Rahmenbedingungen der neuen Weiterbildung und betonte, dass es inhaltlich und hinsichtlich der Richtzahlen (Berufspraxis, Supervision, Selbsterfahrung) große Überschneidungen mit den bisherigen Curricula gäbe. Als wesentlichen Mangel benannte er das Finanzierungsproblem. Bereits heute sei eine Finanzierungslücke absehbar, die anderweitig gedeckt werden müsse. Mit dem so entstehenden Finanzierungsdruck verbunden sei der bedauerliche Verlust der zentralen didaktisch-psychodynamischen Methode der schrittweisen Aneignung des Materials und des Einstiegs in die psychotherapeutische Aufgabe. Diese absehbare Überforderung der zukünftigen Weiterbildungsteilnehmer:innen müsse auch vor dem Hintergrund des Hineinfindens in eine Haltung der gleichschwebenden Aufmerksamkeit kritisch betrachtet werden. Herr Schäfer fokussierte auch auf die Chancen der neuen Fachgebietsweiterbildung, immerhin ermöglichten Kulturbrüche neue Lösungen. Die Absolvent:innen der kommenden Weiterbildung würden mehr Behandlungspraxis erwerben, hätten das Anrecht auf eine vergütete Anstellung im stationären Bereich und es käme so insgesamt zu einer Statusverbesserung der Psychotherapeut:innen in Weiterbildung. Vorteilhaft sei auch, dass eine Weiterbildung während der Arbeitszeit sowie die Übernahme der Kosten für alle Weiterbildungsbestandteile vorgesehen sei. Insgesamt erfahre der Beruf der Fachpsychotherapeut:in eine Aufwertung. In der durch Ursula Erben moderierten Diskussion wurde nochmals auf den Aspekt des Schutzes der Psychotherapeut:innen in Weiterbildung hingewiesen, die bereits zu Anfang ihrer Weiterbildungszeit Kontakte mit Patient:innen haben werden. Die kritische Auswahl der Psychotherapeut:innen in Weiterbildung nach dem Gesichtspunkt der Reife für Patient:innenbehandlung werde einen zentralen Stellenwert erhalten. Wichtig werde auch sein, dass über die Ambulanz eine Anleitung und Erreichbarkeit für die Weiterbildungsteilnehmer:innen gewährleistet werden könne und Formate (z.B. Teambesprechungen) kreiert würden, um einen haltgebenden Rahmen sicherzustellen.

Am Sonntagmorgen (26.06.2022) führte **Jochen Schade** (Leipzig) das Publikum an „Das Problem des freien Willens und die Psychoanalyse“ heran. Jochen Schade brachte 1990 die psychoanalytische Aus- und Weiterbildung in Leipzig mit auf den Weg und ist heute Dozent am SPP sowie Lehr- und Kontrollanalytiker der DGPT und DPV. Mit seinen Vorträgen und Publikationen bewegt er sich im Bereich der Analytischen Kulturtheorie und Sozialpsychologie. Traditionell werde die Frage nach der Existenz des freien Willens auf das Subjekt bezogen. Aus dieser Perspektive betrachtet sei das Problem in der Regel als unlösbar aufgefasst und als Antinomie beschrieben worden. Die Psychoanalyse und insbesondere deren relationale Entwicklungen würden es ermöglichen, die Willensfreiheit unter dem Blickwinkel der Intersubjektivität zu untersuchen und produktive Neuformulierungen für alte Fragen zu finden. Gemäß Jochen Schade ist die ausschließliche Konzentration auf den Einzelnen bei der Betrachtung des freien Willens irreführend, und er untersucht die Hypothese, dass der freie Willen im intersubjektiven Raum stattfindet. Bei den antimonischen Betrachtungsweisen bleibe die Frage der psychischen Determinierung außen vor. Die Psychoanalyse allerdings betone die Prädisponiertheit des Handelns durch innere Prozesse. Schon Marie Bonaparte und Erich Fromm hätten sich dagegen ausgesprochen, unter Kenntnis der Unbewusstheit von freiem Willen zu sprechen. Freud habe sich dazu nicht so klar geäußert, auch sei später die Psychoanalyse dieser Frage gegenüber gleichgültig geworden. Die Erkenntnisse der Hirnforschung verwiesen darauf, dass das einheitliche Selbst eine Illusion sei, denn jeder Entscheidung gehe eine materielle Hirnveränderung voraus. Das vollständige Erleben sei vernetzt, aber nicht hierarchisch organisiert, denn das Gehirn verfüge über keine Kontrollinstanz.

Bisher würden wir vom Zentrum in die Peripherie denken, mit dem Zentrum als steuernde Instanz. Doch sei es umgekehrt so, dass aus einzelnen Vorgängen ein psychisches Phänomen entstehe und multizentrische Prozesse nach bisher unbekannten Regeln abläufen. Der Philosoph Thomas Metzinger habe in seinem Buch „Ego-Tunnel: eine neue Philosophie des Selbst: von der Hirnforschung zur Bewusstseinsethik“ versucht, diese Selbsttäuschung zu beschreiben. Dem phänomenalen Selbstmodell zufolge erzeuge das menschliche Gehirn ein Modell der Welt und erstelle eine Illusion der Ganzheit. Jochen Schade kommt dann zu dem Schluss, dass der freie Wille eine nützliche Illusion sei, die im Rahmen des Intersubjektivismus gedacht werden müsse. Die analytische Situation beinhalte ein Potenzial zum Verständnis und zur Erkenntnis des freien Willens. Diesen Gedanken skizziert er anhand einer Fallvignette aus der letzten Phase der psychoanalytischen Behandlung eines mittelalten Mannes. Dieser Patient habe eine Entscheidung getroffen, von der man sagen könne, dass sie im weitesten Sinne frei gewesen sei. Doch bei genauerer Betrachtung zeige sich, dass Entscheidungen nicht unabhängig vom Raum der Zwischenkörperlichkeit stattfinden und Entscheidungen von präsymbolischen Zeichen geprägt werden könnten. Wir könnten es nicht leugnen, dass wir mit den „Wässern der Intersubjektivität gewaschen“ seien. Allein der Umstand, dass sich ein Entschluss wie ein freier Entschluss anfühle, mache dieses Phänomen verdächtig. Die Fähigkeit zu Bewusstsein helfe uns zu überleben, schließlich aber nicht immer dabei, die Wahrheit zu finden. Die Diskussion wurde von Julia Arand-Bialas moderiert und Christoph Türcke, der Online teilnahm, wurde um Äußerung seiner Gedanken gebeten. Für ihn sei Freiheit ein relationales Phänomen, das bedeute, sich von etwas anderem freizumachen. Freiheit sei etwas Graduelles, d.h. ein Abweichen in mehr oder weniger großem Ausmaß. Die Evolution ließe sich nicht denken, ohne die enormen Freiheitsgrade in der Entwicklung z.B. bestimmter Arten anzuerkennen. Bezogen auf die menschliche Entscheidungsfreiheit bedeutet dies, dass nicht das Gehirn entscheide, sondern ein Subjekt, das ein bestimmtes Gehirn habe.

Der Abschlussvortrag von **Susann Heenen-Wolff** (Bruxelles, Belgien) trug den Titel „Transidentität – Metapsychologische Überlegungen in einer veränderten Welt der Geschlechter“. Susann Heenen-Wolff ist ein Mitglied der IPV, seit vielen Jahren Lehranalytikerin an der Belgischen Gesellschaft für Psychoanalyse und Professorin für Klinische Psychologie an der Universität von Louvain (UCL) und der Freien Universität Brüssel (ULB, Belgien), diverse Veröffentlichungen, davon das 2018 erschienene Buch: „Gegen die Normativität in der Psychoanalyse“. Sie beschäftigte sich in ihrem Vortrag, den sie wegen organisatorischer Probleme online halten musste, damit, wie es sein kann, dass Menschen, die lieben und arbeiten können, die kreativ sind und sich im Großen und Ganzen in ihrem Leben zurechtfinden, eine Geschlechtsumwandlung anstreben. Susann Heenen-Wolff fordert, dass sich die psychoanalytische Theorie erweitern müsse, um die veränderten zeitgenössischen sexuellen und Geschlechtsidentitäten zu beschreiben und zu verstehen. Sie präsentierte eine neue metapsychologische These zur Genese des geschlechtlichen Ichs. Der Vortrag von Susann Heenen-Wolff nahm seinen Ausgang bei der Frage, wie es komme, dass Menschen andere Menschen, die ihnen als fremd vorkommen gleichfalls als krank einschätzen. Für Kliniker:innen sei es wichtig, sich von normativen Überlegungen freizumachen und die Frage nach dem „Wie?“ zu stellen. Das Ich sei ein Körper-Ich, dessen primäre Konstruktion, die zu ersten Kernen des Ichs führe (Freud, 1923b), dem Sexualen vorausgehe (Laplanche, 1987). Die Konstruktion eines geschlechtlichen Körper-Ichs vor dem Hintergrund der eigenen Anatomie und dem Geschlechtsunterschied sei Folge von späteren sekundären Identifizierungen. Susann Heenen-Wolff siedelt die Entwicklung der Transidentität zwischen der ersten und der sekundären Identifikation an: Die primäre Identifizierung führe zu den Kernen des Ichs. Laplanche gehe davon aus, dass das Unbewusste nicht eine Veranlagung sein könne (wie Freud annehme), sondern das Ergebnis von Verdrängung sei. Zwischen den Eltern und dem Kind bestehe eine grundsätzliche Asymmetrie: Das Kind besitze kein Unbewusstes, die Eltern schon. Die Eltern sexualisierten/ erotisierten das Kind und diese Besessenheit der Erwachsenen mit der Geschlechtsidentität zeige sich bei Fragen wie beispielsweise nach dem Geschlecht, nach der Farbe der Kleidung. Das Kind reagiere auf die rätselhaften Botschaften, die durch den Blick des Erwachsenen in das Kind implementiert würden. Es versuche, diese rätselhaften Botschaften zu verstehen und reagiere mit inneren Bildern darauf. Die

Verdrängung ziele auf die Wahrnehmungen, die unerledigt blieben, d.h. störten. Susann Heenen-Wolff geht davon aus, dass Besetzungsvorgänge die Bindungsvorgänge störten. Im nächsten Schritt kommt sie dann auf Lacan und Winnicott zu sprechen. Die Identifizierung mit dem eigenen Körperbild im Spiegel schaffe Bewusstsein für den eigenen Körper. Einerseits im Spiegel des Blicks der Mutter, andererseits im realen Spiegel. Das Kind werde durch die Pflegeperson identifiziert, was ihm die Identifizierung von sich und schließlich mit sich erlaube. Das spiegelbildliche Ideal-Ich sei entwicklungsgeschichtlich notwendig, aber eine Verknennung (Lacan). Freud selbst habe das Ideal-Ich (Narzissmus) und das Ich-Ideal (Objektwahl bzw. dessen Substitut) nicht voneinander unterschieden. Die französische Psychoanalyse gehe seit den 50er Jahre davon aus, dass das Ideal-Ich vorgängig und mit dem Narzissmus verbunden sei und auf dem verkannten Körper beruhe, den sich der Säugling in der – narzisstisch verknennenden – Identifizierung mit der Mutter imaginiere. Das Ich-Ideal hingegen beruhe auf bereits erworbenen positiven Werten, könne sich mit bescheideneren Werten abfinden, beispielsweise, dass der eigene Körper die eigene Geschlechtsidentität vorgibt. Der sexuelle Charakter des Ich sei der Niederschlag des aufgegebenen Körpers des Objekts, den sich der Säugling in der Identifizierung mit der Mutter imaginiert habe. Menschen mit Transidentität haben das Kern-Ich (Jubel im Spiegelstadium) als erfolgreiche Identifizierung durch Erkennen/ Verkennen gebildet. Die sekundäre Identifizierung erkenne sich im dann falschen Körper, die im ersten Schritt erfolgreich erworbene Kernidentität erleide dadurch einen schweren Schlag. Daraus folgert Heenen-Wolff, dass die Transidentität häufig auf einem neurotischen Niveau und nicht mit einer Persönlichkeitsstörung verankert sei. Freud selbst habe nicht unbedingt die binäre Geschlechtsidentität vor Augen gehabt, sondern immer wieder auf die Crossidentifizierung, d.h. die möglichen Verschränkungen von primärer und sekundärer geschlechtlicher Identifizierung hingewiesen. In der von Oliver Krauß moderierten Diskussion wurde das Thema Genderfluidität aufgegriffen. Das Kind könne nicht ohne die Projektion der Eltern gedacht werden. Susann Heenen-Wolff betont, dass sie zwar nicht sagen könne, dass das Kind bisexuell geboren würde, doch es sei mit der Fähigkeit ausgestattet zu vielfältiger Interaktion. Das Kind besitze eine Identifizierungsfähigkeit mit männlichen und weiblichen Personen, weil es die Unterschiede noch nicht kenne. In diesem Zusammenhang wurde der Aspekt der operativen Geschlechtsumwandlung aufgegriffen und der Handlungsdruck, in dem sich die transidenten Jugendlichen sehen würden. Könne ein Jubel über den eigenen Körper erlebt werden, dann führe dies zur Entlastung der Jugendlichen und ihr Erleben der Transidentität könnte etwas unabhängiger werden von der körperlichen Transition.

Zum Rahmenprogramm gehören die überregionalen Intervisionsgruppen für Lehranalytiker:innen sowie eine Fallsupervision für Aus- und Weiterbildungsteilnehmer:innen mit Herbert Knott (Stuttgart). Unter der Leitung von Stefanie Hermsdörfer und Christine Bauriedl-Schmidt tagte die Konferenz des Netzwerks der Freien Institute zum Thema „Begegnung zwischen den Generationen“ mit dem Fokus auf die Generativität in den Instituten. Die Konferenz stand allen Mitgliedern der freien **Institute und deren Aus- und Weiterbildungsteilnehmer:innen (AWT)** offen. Am späteren Samstagnachmittag fanden diverse sehr interessante AGs statt: die von Christoph Türcke (Leipzig) geleitete Expedition „Friedrich Nietzsche – Der lange Schatten der Biografie“, „Verloren in der Truman Show – Über die therapeutische Beziehung zu einem psychosenahen Jugendlichen“ (Birgit Austermann, Halle) - diese AG musste krankheitsbedingt ausfallen und „Zwischenräume – Das Unbewusste in der analytischen Sitzung“ (Silvana Buchheim, Düsseldorf). Am Freitag fand das Kandidatenforum statt, welches von den AWT-Sprecher:innen des NFIP, Carolin Hansen (Berlin) und Tobias Witte (Würzburg) geleitet wurde. Für diejenigen, die noch ein bisschen blieben, wurde die Tagung beschlossen mit einem von Christiane Saffert- Araiwa (Leipzig) geleiteten Stadtrundgang durch Leipzig.